

„Eigentlich weiß er nicht, wo er hingehört“

SPIEGEL-Reporter Jürgen Leinemann über den Grünen Otto Schily

Niemand widerspricht dem traurigen Abgeordneten Roland Vogt mit Worten, als er am Montag vergangener Woche die Aussprache der Grünen-Fraktion in Bonn über das Wahldesaster von Nordrhein-Westfalen auf die Formel bringt: „Die Grünen sind zunehmend weniger sympathisch.“ Schon gar nicht Otto Schily.

Doch mit einer Geste hat der routinierte Auftrittsexperte längst klargestellt, daß der Sympathieverlust keineswegs für alle gilt. Als er den Fraktionsaal im Hochhaus am Tulpenfeld mit

Das ist gewiß kein Wunder. Denn gerade jene bürgerlich-linken Wähler, deren Stimmen den Grünen in Nordrhein-Westfalen fehlten, haben den spätestens durch den Flick-Ausschuß zum Medien-Politstar aufgestiegenen Anwalt mit Wohlwollen überschüttet. Die Wahlniederlage in NRW hat diesen Trend eher verstärkt als gebremst.

Schilys Bonner Parteifreund Joschka Fischer, nicht minder empfänglich für öffentliche Aufmerksamkeit, nannte das einmal den „Helmut-Schmidt-Effekt“

Ohne uns gibt es keine Regierung dieses Zuschnitts, nicht im nächsten Jahr in Niedersachsen und schon gar nicht 1987 im Bund.“

Um diesen Schwenk im eigenen Lager gegen die Fundamental-Opposition durchzudrücken, redet er „Tacheles“ auf allen öffentlich-rechtlichen Wellen und in vielen Zeitungsspalten. Er fordert „personelle Konsequenzen“, also Rücktritte im Bundesvorstand, der sich als eine „Art ideologischer Wachhund betätigt oder, wie andere sagen, als Linienpolizei“. Er verlangt, daß „Kleinstgruppen“ in der Partei mit ihren „aberwitzigen Ideen“, wie der des Kindersex, nicht länger eine Spielwiese bei den Grünen haben dürften.

Vor allem aber findet er es im Eishockeyjargon albern, daß die Grünen „ihren ersten Sturm“, Petra, Joschka und vor allem Otto, „mit der großen persönlichen Ausstrahlung“ vom Bonner Eis schicken. Über seine Rotation, so läßt er durchblicken, sei das letzte Wort noch nicht gesprochen.

Doch was der stets auf sprachliche Präzision pochende Schily so konkret und unverblümt in die Fernsehmicrophone sagt, verwischt er bei seinen Auftritten vor Parteigremien zu vagen Allgemeinplätzen. Da wird aus seinem Verlangen nach Rücktritt der Bundesvorsitz Jutta Ditfurth und Rainer Trampert eine Larifari-Forderung nach „Professionalisierung“.

Seine öffentliche Drohung, er werde seine Rotation noch einmal überdenken, versteckt er am Montag in dem Satz: „Anderes möchte ich nicht beim Namen nennen.“ Später erläutert er, er habe mit diesen Bemerkungen „nur noch mal einen Stein ins Wasser werfen wollen“, um darauf aufmerksam zu machen, daß es keine „Wegwerfhaltung“ gegenüber Personen geben dürfe.

Auf diese Weise steigert Schily beträchtlich, was er wortreich beklagt: Verunsicherung und Verwirrung. So diffus, wie er die Partei erlebt, sieht die ihn. „Otto schwankt, und das erklärt er mit dem Schwanken der Partei“, sagt die Ex-Fraktionsgeschäftsführerin Christa Nickels. Und Schilys Lieblings-Widersacherin Antje Vollmer glaubt: „Es ist auch sein Problem, daß er eigentlich nicht weiß, wo er hingehört.“

Das weiß er aber sehr wohl: Er gehört nach oben, in ein Ministeramt. Was er nicht weiß, ist, wie er da hingelangen soll.

Otto Schily hat sich, so sagt er, „lange mit dem Wunsch getragen, etwas umzugraben in der Politik“. Vor der Fraktion ist er in der vergangenen Woche am überzeugendsten, als er darlegt, daß er nicht zu denen gehören wolle, die immer nur die Noten verteilen, mit denen ande-



Bundestagsabgeordneter Schily*: „Man soll ja nie nie sagen“

Aufmerksamkeit heischender Verspätung betritt, folgt ihm ein Fernsehmannsch mit laufender Kamera.

Die Botschaft ist klar und kommt an: Das politische Interesse der Öffentlichkeit richtet sich auch bei dieser angeblich so ganz anderen Partei auf Personen und ihre Ausstrahlung.

Schily mag zwar die „Waschmittelwerbung“ der Altparteien beklagen, aber daß Wahlerfolge nur mit Sachprogrammen und ganz ohne Sympathiewerbung durch Führungsfiguren zu erringen seien, glauben nach seiner Ansicht nur jene „linken Seminarpolitiker“ in den eigenen Reihen, die eine „völlig abstrakte Vorstellung vom Menschen haben“. Er hingegen sagt, nicht ohne Eitelkeit mit dem Vorwurf der Eitelkeit kokettierend: „Ich finde das nicht schlimm.“

des Otto Schily. Gemeint ist damit die Gefahr, daß der prominente Grüne mit dem großbürgerlichen Habitus sich in seinem öffentlichen Image – und in seinen politischen Vorstellungen – so weit von der eigenen Partei entfernt, daß er von vielen gar nicht mehr dazugerechnet wird.

Otto Schily zitiert diese Einschätzung mit deutlichem Wohlbehagen. Unermüdlich ist er seit dem „niederschmetternden Ergebnis“ dabei, mit Hilfe dieser Diskrepanz die Partei auf seinen Weg zu nötigen: hin zu einer Koalition mit dem „geborenen“ Partner der Grünen, der SPD.

„Wir können nicht davon ausgehen, daß wir unsere politischen Ziele anders als im Bündnis erreichen“, sagt er. Wie Willy Brandt setzt er auf eine Wählermehrheit links von der Wende-Koalition und fordert: „Also müssen wir uns der gleichen Mittel bedienen wie die FDP.“

* Während einer Fraktionssitzung der Grünen.

re Musik machen. Otto Schily will selbst auftreten.

Der Erfolg der Grünen, an dem er in Bonn großen Anteil hat, führte ihn bis vor die Bühne, wo er schon beträchtlich gestikulieren durfte. Jetzt droht der Mißerfolg seiner Partei ihn wieder in der Versenkung verschwinden zu lassen. Das wurmt ihn und seine Bewunderer, die er ohne Zweifel in der Fraktion, an der Basis und vor allem unter den Wählern hat.

Zugleich wird aber in der Krise auch ganz deutlich, daß Otto Schily zwar ein vorzüglicher Solist ist – Schily: „Die braucht man, das erbaut das Publikum“ –, aber kein Dirigent und politischer Führer. Und den brauchte zumindest eine grüne Bündnis-Partei, wie sie ihm vorschwebt.

Man mag diesen Mangel, wie Antje Vollmer, mit „der begrenzten Lebenserfahrung von Menschen aus besseren Kreisen“ erklären oder, wie er selbst, mit seiner Furcht, „in irgendeinen Parteibrei verrührt zu werden“. Tatsache ist, daß um den 52jährigen Krawattenmann Otto Schily immer kühle Distanz ist in der Jeans-Partei, aber das ist keine Folge unterschiedlicher Gewandung.

Schilys Fähigkeit, Loyalität zu stiften, ist begrenzt, weil seinen Solidaritätsgesten immer etwas Zweckgerichtetes oder Gönnerhaftes anhaftet. Die wortstarke Leidenschaftlichkeit seines Denkens bleibt ohne emotionalen Sog. Er ist zu vorsichtig und zu taktisch, um Gefolgschaft mobilisieren zu können.

Wohl weil er zutiefst allen Menschen mißtraut, wagt er es nicht, sich selbst direkt ins Spiel zu bringen, zumal Schily so wenig weiß wie irgend jemand sonst, „wie sich die Kräfteverhältnisse gruppieren“. Da könnte er ja am Ende als Verlierer dastehen, und ein Verlierer ist ein Schily nicht, Verlierer verteidigt er lediglich – vor Gericht oder in der Politik.

Schily ist ungeduldig, er spürt, daß er nicht mehr viel Zeit hat. Also erhöht er indirekt den Druck auf seine grünen Mitstreiter, indem er – der als erfolgreicher Anwalt auf Politik als Lebensunterhalt nicht angewiesen ist – öffentlich mit vielen Möglichkeiten jongliert. Was er tun wird, wenn die von ihm geforderten Konsequenzen ausbleiben? Erst mal will er Pause machen, drei Monate Toskana, „weil ich Denkbedarf verspüre“.

Und dann? Dann könnte er sagen: „Otto, das war's.“ Wird er also die Grünen verlassen? „Möglich ist alles, wahrscheinlich ist es nicht.“ Oder geht er zur SPD? „Man soll ja nie nie sagen.“

Alles bleibt offen, nur eines nicht: Allzu schlimm scheint der Helmut-Schmidt-Effekt den Otto Schily doch nicht befallen zu haben. Denn in seiner Furcht vor einer klaren Entscheidung, mit seiner Neigung, den anderen die Verantwortung zuzuschieben, befindet er sich in makellosem Einklang mit seiner Partei.

NRW-WAHL

Drehbuch für Bonn

Johannes Rau verdankt seinen Sieg nicht zuletzt dem Geschick seines Wahlkampf-Regisseurs, einem bislang kaum bekannten Parteifunktionär.

Bei einer Klausur im sauerländischen Familienhotel „Haus Stryckhaus“ schwärmte ein Akteur namens Bernhard Worms von „meinem Freund Dr. Helmut Kohl“. Stolz verwies er auf zwei Wahlplakate an der Wand: „Aufschwung endlich auch für NRW – CDU“. Und: „14 Prozent Arbeitslose – eine Hochburg der SPD“.

Ein Wahlstratege, der sich als Coordt von Mannstein vorstellte, erinnerte an christdemokratische Erfolge in Berlin und Baden-Württemberg: „Überall, wo die CDU die SPD abgelöst hat, herrscht Ruhe.“ Einer, der sich als Korrespondent der konservativen „Rheinischen Post“ ausgab, versprach, mit seinen Artikeln einen Keil zwischen die SPD und ihren populären Ministerpräsidenten zu treiben: „Wer“, fragte er, „sind die Männer nach Johannes Rau?“

Die Auftritte im Hotel waren Szenen eines Planspiels, die Wahlkampfstrate-

gen allesamt Genossen: Bereits anderthalb Jahre vor der NRW-Landtagswahl hatte ein gutes Dutzend Sozialdemokraten sich vorzustellen versucht, wie die CDU ihren Wahlkampf betreiben würde.

Das Rollenspiel im Sauerland galt der Vorbereitung einer bislang beispiellosen SPD-Kampagne, die der CDU das schlimmste Debakel der letzten Jahre und den Sozialdemokraten ein Traumergebnis bescherte.

Während die Union auf 36,5 Prozent sackte, die FDP 6,0 Prozent erreichte und die Grünen mit 4,6 Prozent draußen blieben, übersprang die Rau-Partei mit 52,1 Prozent erstmals in der Geschichte des bevölkerungsreichsten Bundeslandes deutlich die Fünfzig-Prozent-Marke.

Der Erdrutsch-Sieg der Sozis, die an Rhein und Ruhr 125 von 151 Direktmandaten kassierten (siehe Schaubild), wurde in einer Region erzielt, die nicht gerade ein Stammland der SPD ist: Christ- wie Sozialdemokraten haben demoskopischen Umfragen zufolge in Nordrhein-Westfalen jeweils rund fünf Millionen potentielle Wähler, und bei 21 der bislang 31 Europa-, Bundestags-, Landtags- und Kommunalwahlen lag die CDU vorn.

Daß die Genossen diesmal haushoch gewannen, haben sie nicht nur der Attraktivität ihres Spitzenmannes Rau zu verdanken. Der Sieg war auch, urteilen der Münchner Wahlforscher Horst Becker und sein Kölner Kollege Manfred Güllner übereinstimmend, Resultat eines hervorragenden SPD-Wahlkampfes. „Das war“, rühmt Volker Rigger, Wahlspezialist in der Bonner Baracke, „das beste Stück“ – zumindest seit der Willy-Wahl im Jahr 1972.

Das Lob aus der Zentrale gilt nicht einem Propaganda-Profi, sondern einem außerhalb der Partei bislang kaum bekannten Funktionär: Die SPD hatte es gewagt, ihren Landesgeschäftsführer Bodo Hombach, 32, mit dem Wahlkampf zu betrauen, statt wie sonst üblich eine Werbeagentur.

Dankbar drückte Willy Brandt am Wahlabend den jungen Genossen aus



Wahlkampf-Planer Hombach
Von Willy an die Brust gedrückt

| WÄHLERSCHWUND BEI DER CDU | | | | |
|---|-----------------------------|-----------------------------|-----------------------------|-----------------------------|
| Stimmverteilung bei den Wahlen in Nordrhein-Westfalen seit 1980 | | | | |
| Wahlbeteiligung in Prozent → | Landtagswahl 1980 | Bundestagswahl 1983 | Kommunalwahl 1984 | Landtagswahl 1985 |
| SPD | 4 756 103 (48,4%) | 4 782 220 (42,8%) | 3 470 935 (42,5%) | 4 942 255 (52,1%) |
| CDU | 4 240 885 (43,2%) | 5 046 812 (45,2%) | 3 447 617 (42,2%) | 3 464 033 (35,5%) |
| FDP | 489 225 (4,98%) | 716 412 (6,4%) | 394 203 (4,8%) | 565 370 (6,0%) |
| Grüne | 291 379 (3,0%) | 581 350 (5,2%) | 666 126 (8,2%) | 431 464 (4,6%) |